

Das thüringische Bauernhaus und seine Bewohner.¹

Von

Dr. G. Reischel in Oschersleben.

Kirmse ist es im Nachbardorfe. Der uns gut bekannte Bauer neben der Schmiede hat uns mit einer Einladung beehrt, die er selbst mündlich überbracht hat. Dankend haben wir sie angenommen, aber mit Handschlag haben wir es ihm versprechen müssen, zu kommen. Bei schlechtem Wetter wollte er sogar seinen „Braunen“ vor den „Hamburger“ spannen und uns holen lassen.

Das hatte er nicht nötig, denn ein sonniger Herbsttag brach an und gab schon damit dem Kirchweihfeste eine gute Vorbedeutung. So wanderten wir denn dem zwei Stunden fernen, im Wiesengrunde liegenden Dörfchen zu. Der Weg war zwar vom „vergangenen“ Regen noch ziemlich morastig, aber je näher wir kamen, desto mehr glättete sich der Boden auf dem grasigen Grunde.

Schon erklang das friedliche Geläut, das zum festlichen Kirchgange einlud, zum ersten Male. Man mußte sich darum „tummeln“, um nicht zu spät anzukommen, denn der „Bauersmann“ erwartete uns, das wußten wir von seiner Annemarie, die gestern noch bei uns vorgesprochen hatte, bestimmt zum festtäglichen Frühstück.

Am Prellsteine vor der kleinen Brücke, die über den Dorfgraben führt, putzten wir, so gut es ging, unsere Stiefel ab und traten dann in das Kirmsendorf ein. Aber auch heute konnte es der Hund des Nachtwächters, der gleich an der Brücke in einem der Hirtenhäuser wohnt, nicht lassen, uns mit seinem Gekläff zu empfangen. Hannlehne, die Nachbarin des Dorfhüters, konnte sich ihrer allbekanntesten Neugierde nicht entschlagen und guckte schnell zum Fenster heraus, weshalb ihr Mann gleich „wetterte, dafs es nur so eine Art hatte“. Auch die Frau Kantern blinzelte durch die Gardine, um zu wissen, wer die „selzenen“ (seltenen) Gäste wären.

Wohlthuend berührte der zuvorkommende Gruß der Jungen und Mädchen auf der Gasse uns Fremdlinge, die dergleichen in ihrer Stadt nicht immer beobachten konnten. Heute hatten die Kinder doch Schuhe und Stiefel an, an Wochentagen aber hätte man manche barfuß gehen sehen können oder höchstens in Holzpantoffeln, der beliebtesten und billigsten

¹ Zuerst erschienen im Beiblatt zur Magdeburgischen Zeitung („Blätter für Handel, Gewerbe und sociales Leben“), Nr. 42—45. Die Darstellung bezieht sich auf die Thüringer Zentralgegend, insonderheit auf die Landschaft bei Sömmerda.

Fufsbekleidung, die sich aus alter Zeit herübergerettet hat. Zu Grofsvaters Zeiten ging die Jugend sogar bis tief in den Herbst hinein barfuß.

Wie sauber sah doch das Dorf aus, selbst die Pfütze beim Schulzen, worin sonst die Enten und Gänse ihr Bad hielten, war weggekehrt. Wie funkelnagelneu blitzten die Fenster, worauf bis dahin die Fliegen sich ihr Stelldichein gegeben hatten. So war es auch mit den Gassenlaternen, auf die sich das ganze Dorf „was zu Gute that“. Beim Spritzenhause bogen wir um die Ecke in die lange Dorfgasse ein, die sich in krummer Linie nach der Schenke hinzieht. Keine linealführende Baupolizei hatte hier eine Wachtparade der Häuser aufgestellt wie in unserem neuen Stadtviertel mit seinen Kasernenwohnhäusern, das darum auch nicht so anheimelnd aussieht wie das alte Marktviertel. Die bald mehr, bald weniger durch vortretende oder einspringende Gehöfte unterbrochene Strafsenlinie des Dorfes sah darum auch ziemlich romantisch aus, wozu die alten Linden auf dem Dorfplatze daneben nicht wenig beitrugen. Schon manche Kirmse haben sie feiern sehen, aber niemand beachtete die alten Landesbäume in dieser Zeit, denn sie stehen kahl da, ihres Blätterschmuckes durch die Herbststürme beraubt. Aber grünt und blüht es wieder, dann feiert zur Pflngstzeit unter ihrem Schatten das ganze Dorf mit seinen Anverwandten und Freunden der Nachbarschaft sein altehrwürdiges Maifest, der Maikönig wird mit Lindenzweigen bekleidet und hält mit Gefolge unter fröhlichem Jubel seinen Einzug — die symbolische Wiederkehr des Frühlings. Mancher im Dorfe hat die heilende Kraft der verschiedenen Theile der Linde erprobt, und noch jetzt bereitet Annemarie aus der Lindenblüte einen gegen Krankheiten heilkräftigen Thee.

Eine altehrwürdige Stätte war immer unter diesen heiligen Bäumen des Germanen. Im grofsen Nachbardorfe befindet sich jetzt noch um die alte Linde herum ein kreisrunder, von einer $1\frac{1}{2}$ —2 m hohen Mauer umhegter Raum von etwa 20 m Durchmesser, mit einem alten gewaltigen Steintische neben einer uralten Linde in der Mitte. Hier wurde in grauer Vorzeit das Gaugericht für die Landschaft abgehalten, in späteren Jahrhunderten und noch bis in die vierziger Jahre unseres Jahrhunderts hinein fanden hier die Gemeindeversammlungen und Volksbelustigungen statt. Aber auch die Erinnerung daran verrauscht, und die alten Vorstellungen verweben sich mit des neuerstandenen Reiches Glanz und Herrlichkeit, die sich in der Friedenseiche und im Kriegerdenkmale an alter geweihter Stätte verkörpern.

So bräutlich schön sich das Kirmsendorf auch geschmückt hat, an Wochentagen erscheint es doch noch viel anziehender, malerischer,

denn da bevölkern Gänse, Enten und Hühner die Gassen, dann und wann fährt auch ein Borstenvieh aus einer Thorfahrt mitten unter die Gesellschaft, die schnatternd, schreiend, kickerickiend auseinanderstiebt; Pflüge und Walzen, Eggen und Wagen sind vor den einzelnen Gehöften sichtbar, die Gassen sind belebt von wettergebräunten Menschen, die ihrem „sauern Brote“ nachgehen. Heute sieht alles anders aus, und auch der Tagelöhner, der sich die ganze Woche für seinen „Herrn“ geschunden und geplagt hat, ist heute fröhlich gestimmt, denn er trägt eben einen ganzen Arm voll mächtiger Kuchenviertel, die ihm seine Brotherrin zum Feste geschenkt hat, nach Hause. Noch mehr ist der Hirte beladen, der nach altem Brauche von jedem Hause seinen Kuchen erhält.

Das Dorf ist wohlhabend, man sieht's den Häusern an: Sie sind zweistöckig, nur die Häuser der „Hintersättler“, wie die Dorfbewohner mit wenigem oder keinem anderen Acker, als dem zum Hause gehörigen und mit ihm unlöslich verbundenen geringen Hausacker und Krautflecke heißen, sind einstöckig, sie liegen darum auch meist in den Hintergäßchen, Nebengäßchen oder „Kummeln“, wie's der Bauer nennt. Manche Bauernhäuser, wie zum Beispiel das des Nachbar Schulzen, des Gemeindeoberhauptes, sind schöne Fachwerksbauten mit reich geschnitzter Holzarchitektur. Braun sind die Grundschwelle, Saumschwellen, Ständer und Riegel gestrichen, die Fache dazwischen sind weiß oder berggrün getüncht. Die Balkenköpfe — die Enden der auf den Ständern liegenden und vorkragenden Balken — sind durch Abstumpfung und Hohlkehlen eindrucksvoll gegliedert und geben zusammen mit den verschiedenartig gearbeiteten Holzrosetten dem Hause einen künstlerischen Schmuck. Es ist im Jahre 1665 erbaut, wie wir über der Hausthür lesen können. Das alte Haus war im fürchterlichen dreißigjährigen Kriege der Vernichtung anheimgefallen, seine Bewohner waren an der Pest dahingestorben. Dann war das Gehöft eine unbebaute „Stätte“ geblieben, bis ein Vorfahr des jetzigen Besitzers es wieder aufbaute. Derartige leere Stätten giebt es noch einige im Dorfe.

Nicht alle Bauernhäuser sehen so altertümlich aus wie das Schulzenhaus, manche sind von unten bis oben getüncht, daß kein einziger Balken zu sehen ist. Ihr Aussehen ist daher ziemlich nüchtern, und nur durch die gestrichenen Läden in der unteren Fensterreihe kommt einige Gliederung in die Façade. Die oberen Läden, meist noch Schiebeläden wie bisweilen die unteren, sind ungestrichen oder von der Farbe des Hauses. Bescheiden schmiegen sich an der Gasse bei zahlreichen Häusern die kleinen Vorgärtchen an das Untergeschoß an, um Blumen und der Weinrebe eine gesicherte Heimstätte zu bereiten. Auch die

getünchten Häuser sind zum Teil Fachwerksbauten, zum Teil, und so mag es wohl in alten Zeiten bei den meisten gewesen sein, im unteren Stock aus Lehm mit Haaren, Spreu, Hackstroh, Schäben auf niedrigem Mauergrunde aufgeführt. Erst das zweite Geschofs besteht aus Bleichwerk mit Fachen aus Lehm und Zaunholz.

Das Haus, worin Annemarie ihre Wirtschaft besorgt, ist auch in der Art der letztgenannten Häuser erbaut. Es steht nicht weit vom „Gemeindeborn“, der der gesamten Gemeinde „Kochborn“, d. h. weiches Wasser für die Küche liefert. Über der Hausthür liest man die geheimnisvollen Zeichen C + M + B +, die wir dem Hausherrn als die Anfangsbuchstaben der heiligen drei Könige Kaspar, Melchior, Balthasar erklärten. Auf dem Saumbalken, der das Obergeschofs trägt, und der nicht mit übertüncht ist, steht die Inschrift:

Ich hab gebauet nach meinem Sinn,
Wems nicht gefällt, stell ein andres hin.

Und dasselbe trotziges Selbstbewußtsein findet sich ausgedrückt in der Inschrift eines Hauses, das in der Kirchgasse steht:

Wer bricht und baut an offner Gassen,
Der muß sich allzeit meistern lassen.
Was hilft dir aber dein Spott, Hohn und Lachen,
Mir hat es beliebt also zu machen.

Nicht nach Polizeivorschrift hatte der Großvater des jetzigen Besitzers gebaut, er selbst hatte es ohne Baumeister mit seinem Gesinde und einem Zimmermanne errichtet. So haben es auch immer seine Nachbarn gehalten, wenn Brandschaden entstanden war. Wie das alte Haus von damals aussah, so sieht auch das jetzige aus. Mit den übrigen Häusern ist es nicht anders. Jeder baute nach uralter Väterweise nach seinem Sinn, nach seinen Verhältnissen, er baute es so, daß er zufrieden mit seinem Werke war und stolz darauf sein konnte.

Auch Gottlob, so wurde Annemariens Eheherr im Dorfe bei alt und jung genannt, war stolz auf das Besitztum seiner Väter, das er nicht nur zu erhalten gewußt, sondern durch Fleiß und Sparsamkeit auch vorwärts gebracht hatte. Er mußte uns bemerkt haben, denn er stand unter dem Überbau in seiner rundbogigen Thür, die weit aufstand. Oben im Bogen glitzerte ein Glasfenster, das durch hölzernes Maßwerk und durch die Buchstaben F. H. hübsch verziert war. Der Thürflügel war neu und zweifarbig grün gestrichen. Ein gutes Schloß wehrte Zudringlichen den Eintritt. Als noch unsere Väter zu Gottlobs Vater zur Kirmse gingen, da mußten sie den eisernen Thürklopfer auf die darunter aufgenagelte Eisenplatte fallen lassen, um durch deren Klang die Hausbewohner auf draussen Stehende aufmerksam zu machen. Die Hausthür

hatte damals nämlich wie so manches alte Dorfhaus noch kein Thürschloß. Und das kam so: Die Thür war, wie man es jetzt noch am Kuhstalle und an den Hirtenhäusern sehen kann, in halber Höhe quer geteilt, damit aus der geöffneten oberen Hälfte der Rauch abziehen und Luft und Licht eindringen konnte; die untere Hälfte blieb verschlossen, um das Vieh abzuhalten. Den Verschluss bildete ein Riegel, das „Hindwieder“, auf der Innenseite, der nicht überall wie hier an Gottlobs Hause von Eisen, sondern in vielen Fällen aus Holz geschnitten war.

Mit einem „Schönwillkommen, ä selzner Gast“ und einem herzlichen Händedruck wurden wir von Gottlob freundlich begrüßt. Gleich kam auch die „schickschäftige“ Hausfrau, um uns in derselben Weise treuherzig zu empfangen. Nun waren wir im „Hausärn“ oder „Haus“, wie der Bauer seinen Hausflur bezeichnet. Er war erst kurz vorher zur Kirmse mit roten Backsteinen ausgelegt worden, vordem war er weder gepflastert noch gebrettert, sondern wie der „Scheunärn“, die Tenne, mit festem Lehmschlag versehen. Rechts im Hausärn steht der rotangestrichene Brotschrank. An den Wänden hängen blanke „Kuchschüsseln“ (Kuchenbretter), runde Kuchenbleche, wenn auch die meisten in der „Kuchenkammer“ die Vielzahl der „trockenen und nassen“ Kuchen trugen, ferner Körbe, und oben zwischen den Tragbalken des nur gebretterten Bodens stecken die Dreschflegel, Handhaben, Reichgabeln, Mistgabelstiele und andere Dinge. Unter der Treppe sind die besseren Geschirre aufgehängt, Lade, Schrank, Spinnrad und Weife haben hier ebenfalls ein Plätzchen gefunden, denn die beiden letzten könnten sonst die „Vettern“ aus der Stadt, wie jeder gute Bekannte von den Dorfbewohnern angedet wird, in der Stube beengen. Das Schönste in diesem Bauernmuseum aber sind die mit bunten Papierfähnchen und Seidenbändern geschmückten Erntekränze, die nach der Reihenfolge der letzten Jahre aufgehängt sind und uns in ihren Ähren deutlich die fetten und mageren Jahre erkennen lassen.

Links steigen wir einige Stufen hinauf und treten in die von Gästen gefüllte Stube ein, in deren Mitte eine lange mit schneeigem Linnen überdeckte und mit schleckrigen Gerichten voll besetzte Tafel die Vettern und Muhmen zum Hinsetzen einlädt. Annemarie nötigt auch sofort und nach bäuerlicher Weise in einem fort dazu, „damit wir ihr die Ruhe nicht mitnehmen“. Wie schwül war es doch im Zimmer, zumal bei der Menge der Gäste, denn der Raum war eng, unbequem, von so geringer Höhe, daß der lange Fritz, der aus einem der „Engelsdörfer“ nach langer Zeit wieder einmal zur Kirmse gekommen war, sich bücken mußte, wenn er unter den Balken der Decke

hingung. Vetter Karl machte die Fenster auf, um frische Luft hereinzulassen, und wunderte sich über die Verbesserung. Freilich! Jetzt konnte er sie aufschlagen, während sie damals, als er das letzte Mal zur Kirmse da war, noch ganz oder halb zum Schieben eingerichtet waren, genau so wie die alten Fensterläden. Die alten, in Blei gefassten Butzenscheiben, die gar zu schlecht geworden waren, hatte Gottlob schon beim Antritt der Wirtschaft durch moderne ersetzen lassen. Auch sein Nachbar, dem eine kleine Erbschaft zugefallen war, hatte die niedrigen, nur $1\frac{1}{2}$ —2 Fuß hohen Fenster mit den altertümlichen, grünlich schillernden Scheiben zur Einsegnung seines Sohnes vor einer Reihe von Jahren beseitigen lassen, da er gegen seine Dorfgenossen nicht länger mehr hatte zurückstehen wollen. Nun giebt es im Dorfe nirgends mehr so alte Scheiben.

Die Stube ist gediebt, mit Scheuersand von Greußen weiß geschauert und bestreut, daß der Sand unter den Fußstritten knirscht. Früher war die eine Hälfte mit Kalkestrich ausgegossen. In den Hirtenhäusern und bei Armen, deren es jedoch nur wenige im Dorfe giebt, fand man sogar nur Lehmestrich. In der Stube steht jetzt ein moderner Röhrenofen. Seine Stelle nahm früher ein großer Ofen ein, damals noch der einzige seiner Art im Dorfe. Er stand auf hölzernen Füßen, sein Unterteil bestand aus starken Eisenplatten vom Harze, mit Jahreszahl und Denkspruch, der Aufsatz aus Kacheln, bei seinen Nachbarn aus Blech mit Blechröhre. Er diente nur zum Heizen und wurde von der Hinterstube aus, in anderen Häusern oft auch von der Küche her geheizt. Feuerwerk lieferten das Stroh und die unzähligen Weiden, Ellern, Rüstern aus dem Riete und die ausgeholzten Obstbäume. Recht ärmlich war der Ofen bei Armen, da er nur aus Backsteinen aufgemauert war. Ihn umgab ein hölzernes Gestell, das von der Decke herabhing und die Käsebretter mit den Käsen trug, die da getrocknet wurden. Um ihn herum zog sich die Ofenbank aus fichtenen Bohlen, ein traulicher Platz an den langen Winterabenden.

Vor gar nicht langer Zeit stand in der Stube das breite Himmelbett mit groß gemaltem, buntem Bethimmel und Vorhängen von „Selbstgemachtem“, in der Nähe der rot angestrichenen „gestemmt“ Stubenthür mit rund ausgedrechseltem Holzknopfe und einem Drücker. Damit man den Hausärn übersehen kann, ist in der Thür ein rundes Loch eingeschnitten, das durch ein herzförmiges, nach rechts und links drehbares Brettchen verdeckt wird. In den einstöckigen Tagelöhner-Häuschen, die aus Erde, Lehm und Hackstroh hergestellt sind, ist die Thür aus Brettern zusammengenagelt und mit einer durch Bindfaden hebbaren

Klinke versehen, deren Ritze durch ein Polster von Stroh oder Werg unter einem Stück groben Planenzeuges, das hier und da ein Loch hat, überschlagen ist.

Als Annemarie und ihr Gottlob noch jünger waren, da stand vor dem Himmelbette auch die rot angestrichene Wiege, die das ganze Dorf immer noch „Boye“ nennt, und worin die dicken bausbäckigen Kinder „geboyt“ werden. Die „Kleiderlade“, die ebenfalls blutrot gestrichen ist, war schon lange von ihrem alten Platze neben dem Bette nach dem oberen Stocke geschafft worden, und außerdem der alte, fichtene, ungestrichene Holzstuhl mit seiner runden Brettlehne mit dem ausgesägten Herzen und dem thönernen Waschbecken darauf in die Hinterkammer gestellt worden.

Bei dem Hintersättler Hanjochen ist das Bett der Kirmse wegen aus der Stube gebracht und, da in dem kleinen Hause nirgendwo anders Platz ist als in der einzigen Kammer auf dem Boden, hier aufgeschlagen worden. Ehe das Haus ausgebaut war, stand es sogar auf dem Boden selbst. Auch beim Tagelöhner Pomplitz hinterm Gute im „seidenen Beutel“, fast am Ende dieser Sackgasse, wo in alten Zeiten die slawischen Knechtsfamilien wohnten, von deren einer der alte Pomplitz abstammt, steht das Bett unter dem warmen Strohdache in der Nachbarschaft der Hausratte, fern von der Treppe, deren Stelle hier wie in ähnlichen kleinen Häusern eine Leiter vertritt. Pomplitz hatte sie zur Seite gestellt, da er das „Bodenloch“ wegen Abhaltung des Zuges mit der Fallthür geschlossen hatte. Wenn aber demnächst das Strohdach verschwunden sein wird, dann zieht auch die Hausratte aus ihrem molligen Versteck aus, verläßt Haus und Hof und das friedliche Dörfchen, ihrem asiatischen Gegner, der Wanderratte, ihre erblichen Besitzrechte für immer abtretend.

Sonst ist die innere Einrichtung wie bei Gottloben, nur viel einfacher. Eingerahmte Bilder und Sinnsprüche, ein „Haussegen“ zieren die mit Kalk weißgetünchte Wand, die bei jenem tapeziert ist. Aber das „Kannrückchen“ fehlt, worauf bei Gottloben die alten Zinngeschirre prangen, die dessen Weib mit „Kannekraut“ (Schachtelhalm) blank geputzt hatte. Hier wie dort steht in den Fenstern ein „Asch“ mit einer Meerzwiebel, die für so heilsam gilt, daß sie nirgends fehlt, blühender Rosmarin und Nägelein. Es ist gut, daß den Laubfrosch, der die „Mare“, wenn sie am vollgebundenen Spinnrad am Fenster spann, immer ergötzte, die Katze geholt hat, sonst müßte er jetzt aus Mangel an Nahrung verhungern. Auch der Käfig oben im Fenster hat keinen Bewohner mehr, das trauliche Tierchen, das Rotkehlchen, ist entfliegen.

Vor der Wand steht die rotgestrichene Bank, und wieder vor ihr der Tisch aus starken weissen Bohlen, am liebsten gewöhnlich aus Lindenholz, die auf vier runden, starken Beinen, beim Nachbar auf zwei Kreuzblöcken, Sägeböcken ähnlich, ruhen. Aber auch moderne Tische sieht man schon in den Tagelöhnerhäusern genau so wie in einem anderen Haushalte. Auf der Tischplatte, die Pomplitzens Weib zur Kirmse blank gescheuert hat, liegt ein runder Laib Brot mit einem eingeprefsten P in der Mitte, damit der Dorfbäcker keine Verwechslungen vornehmen kann, daneben steht die „Salzmeste“, die Mare vorhin aus dem unverschlossenen großen Tischkasten genommen hat, wo sie stets mit dem Brote, Käse, Mus zu finden ist. Da sie ein Schwein geschlachtet haben — denn die Kinder, von denen einige in benachbarten Dörfern wohnen, wollten zur Kirmse kommen — so lagern eine Menge Vorräte auf thönernen Tellern auf dem Tische, wo auch der „Nordhäuser“ nicht fehlt. Nur Pfeffer und Senf vermisst man, dafür ist eben die „Salzmeste“ da.

Reicher, wenn auch in bäuerlicher Weise einfach, war der Frühstückstisch bei Gottloben gedeckt. Den Festtrunk bildete auch hier der Nordhäuser. Heute hatte Annemarie doch Messer und Gabel neben jeden Teller gelegt, aber Vetter Karl nahm keins von beiden, er bediente sich wie Gottlob mit dem „Fickenmesser“ (Taschenmesser). Damit schnitt er die Bissen vom Braten und der Wurst, die er mit der linken Hand festhielt, damit führte er auch die Bissen zum Munde. Wohl hatte die rührige, fürsorgliche Hausfrau „Salveten“ (Servietten) hingelegt, aber keiner benutzte sie. Jeder wischte sich die eine Fetthand an der andern ab, bis das Fett hineingekrochen war. Bisweilen nahm auch einer das Tischtuch, um die Mundtücher ja nicht zu verunreinigen.

Jetzt wurde ausgeläutet; alles erhob sich. In langen Linien zogen die festlich geputzten Bewohner des Dorfes, manche ihrer Kirmsengäste, die Dorfstrasse hinab, dem Kirchlein zu. Auch Gottlob, seine Annemarie und die Mehrzahl der Gäste beteiligten sich nach alter schöner Sitte am Kirchgang. Manches Prachtstück aus vergangener Zeit war da von alten Leuten aus der buntbemalten Lade oder dem Kleiderschranke hervorgeholt worden, doch leider entschwand die alte Tracht bald den verfolgenden Blicken der Städter.

Die Dorfkirche ist kein protziges Gebäude; ein einfacher gothischer Bau mit spitzbogig gewölbter Holzdecke, die das blaue Firmament mit goldigen Sternen darstellt, umgeben von einem kleinen Haine frischgrüner Fichten, unter deren Stämmen geheimnisvoll alte verwetternete Grabsteine hervorlugen, bildet sie gewissermaßen zum schlichten Rahmen

der Häuser das entsprechende bescheidene Gemälde. Darum haben es die Leute auch gern, da es zu ihnen und ihren Häusern paßt. Es ist nicht besonders alt, doch steht es an Stelle der früheren alten Peter-Paulskirche, der ehemaligen Hauptkirche des Bezirks, die einem Erzpriester unterstellt war, so daß das Dörflein dadurch eine gewisse Bedeutung für die Gegend erhielt und jetzt noch Sitz eines Superintendenten ist. Nur der Turm mit dem Hahn auf seiner Spitze stammt noch aus früherer Zeit; mit seinen gekuppelten Fenstersäulen und seiner altertümlichen Spitze macht er einen ehrwürdigen Eindruck, der noch erhöht wird, wenn er seine Glockenstimme harmonisch erschallen läßt. Das Geläut ist eins der schönsten in der ganzen Gegend.

Die große Glocke, die zweitälteste, hat die Inschrift: „Durch Feir Bin Ich Geflossen Gott Zu Lob Ehr Und Preis Hat Mich Hermann Zimmermann Gossen 1626“. Die mittlere Glocke soll der Sage nach von einer Sau ausgewählt sein und einer benachbarten Wüstung entstammen, in deren Gemarkung die Fundstelle jetzt noch der Glockentümpel heißt. Die kleine der drei Glocken heißt gemeinhin Kindtaufglocke, weil sie zur Taufe allein geläutet wird.

Nun hatte es ausgeläutet. In schönen, vollen Lauten ertönt die Orgel, meisterlich vom Kantor des Dorfes gespielt. Nach beendetem Festvorspiel fällt die ganze Gemeinde mit ihrem Gesang ein. Rauh wie die Arbeit ist die Stimme der Männer, milder, doch frisch wie Landluft, die der Frauen und Mädchen. Die von den Vätern ererbte Lust zu Gesang und Musik zeigt sich in dem vierstimmigen Chorsatz, den der Kirchenchor unter Leitung des Kantors sicher, wenn auch rauhestimmig, vorträgt und in dem Streichquartett, das mit mehrfacher Besetzung der Instrumente gut dargeboten wird. Andächtig lauscht die Festgemeinde dann den zu Herzen dringenden Worten ihres Geistlichen, die von der Liebe und väterlichen Fürsorge ihres Gottes handeln, der ihr gut Wetter, Schutz und Schirm bei ihrer Arbeit bringt. Die Predigt ist dem Bauern wie auf den Leib geschnitten, da sie seine alltäglichen Bedürfnisse in erster Linie berücksichtigt. Seit langen Jahren mit der Gemeinde eng verwachsen, weiß der Geistliche auch genau, was ihr frommt. Wegen seiner fürsorglichen Thätigkeit in allen, geistlichen wie weltlichen, Dingen für seine Gemeinde hängt diese darum auch mit aufrichtiger Verehrung an ihrem Seelsorger.

Der Festgottesdienst war zu Ende. In fröhlicher Stimmung geht es nach Hause, wo unter Kuchenessen, Biertrinken und Zigarrenrauchen, ernsten und launigen Reden, die sich besonders um Änderungen und Verbesserungen der Wirtschaft drehen, die Zeit verstreicht.

Wie sehr sich auch Gottlobs Anwesen unter den besseren Zeiten gehoben hat, ist in allen Ecken zu sehen, wenn auch nicht alles gleich einen modernen Anstrich hat. So ist im Hausärn, links hinter der Stube, die einfenstrige, früher ungepflasterte Küche jetzt mit roten Backsteinen ausgelegt. Zwar der alte Herd ist noch vorhanden mit dem Rauchfang, dem „Schorn“ darüber, aber beide sind abgeändert worden. Wäre der ehemals stark geschleifte Schorn nicht feuergefährlich gewesen, so fänden wir vielleicht jetzt noch die alte Einrichtung, aber so war er aus Holz, Flechtwerk und Lehm hergestellt, so dass er leicht die Ursache eines Brandes hätte werden können. Seit der Änderung des Herdes steht auch der große „Dröbs“ (eiserner Dreifuss) nicht mehr im Feuerloche, aber er ist noch vorhanden ebenso wie der Braukessel zum „Machen“ des Kirmsenbieres und des alltäglichen Cofents. Kirmsenbier wird indessen nicht mehr hergestellt, seitdem Stadtbier ins Dorf kommt.

Trotzdem es viele Mühe gekostet hat, so hat Gottlob den Hauskeller doch vollständig umändern lassen. Erst ein Balkenkeller und sehr beschränkt, hat er nun ein gemauertes Gewölbe und größere Ausdehnung bei größerer Tiefe.

Gottlob führt uns nun die mit einer Gallerie versehene Treppe hinauf in das obere Stockwerk, dessen Räume bis auf die Gaststube alle noch getüncht sind. Gleich links über der Küche ist die Räucher- kammer, deren Inhalt an Würsten, Schinken, Rauchfleisch und Speck uns Gottlob mit Stolz zeigt. Auf dem Flur stehen Schränke, die wie das Himmelbett grob bemalt, aber desto stilvoller geschnitzt sind. In dem einen hängen wahre Prachtstücke von alter Tracht, schwarze Hauben und Mützen mit seidenen Bändern und Schleifen, die „Mützen- stückchen“ von Gottlobs Mutter. Die Alten hatten besondere Kirchen- kleider, die in Ehren gehalten werden, darum sind sie noch in den Schränken aufgehoben. Da hängt der lange Tuchrock seines Vaters mit breiten übersponnenen Knöpfen, die bei anderen wieder messingen und gulden- großs waren, daneben die kurzen ledernen Hosen mit Schnallen, die auch Gottlob noch getragen hat, die lange Tuchweste mit vielen ge- wölbten Knöpfen, der große, blaue, faltenreiche Frauenmantel mit kurzem Kragen, der mit Sammet besetzt ist, den Annemarie in der Kirche heute getragen hat. Hinten in der Ecke verbirgt sich der kurze schwarze Abendmahlsrock mit breiten übersponnenen Knöpfen, die kurze, schwarze Hose und die lange schwarze, unten ausgeschlitzte Weste, die dem gleichen Zwecke dienen. Das ist Gottlob gar zu altmodisch, er trägt jetzt langen schwarzen Rock und lange schwarze Hose, wenn er zur Kirche und zum Abendmahl geht.

Oft hatte ihm sein Vater erzählt, wie es früher Mode war: nur einmal bekam jeder und zwar zur Konfirmation einen Tuchrock von blauer Farbe, der, weil er für das ganze Leben reichen sollte, gehörig lang und geräumig bestellt und gemacht wurde. Lederhosen genügten für den Winter, leinene für den Sommer. Was zur Kleidung der Weiber gehörte, wurde, aufser den Friesröcken, die vom Hausierer gekauft wurden, von Leinwand gemacht, die von selbstgesponnenem Garne im Orte gewebt, in der nächsten Stadt gefärbt war.

Auch seine Mutter hatte eine besondere Abendmahlskleidung, deren Verbleib Gottlob nicht wufste; nach seiner Beschreibung war der Mantel schwarz und die Mütze weifs, sehr sauber und eckig und mit Bändern ausgeputzt. Die Kirchenschuhe aber standen noch auf dem Boden des Schrankes, sie sind hoch, haben schmale Absätze, die etwas nach der Mitte zu stehen und messingene Krumschnallen. Die Frau des alten Freisassen hatte jedoch silberne Schnallen. Von den roten, blauen oder schwarzen Strümpfen mit weissen Zwickeln lag nur noch einer im Schranke neben einer verrosteten zweizinkigen Gabel und einer alten Brille mit grossen runden Gläsern. Sehr in Ehren halten Gottlob und sein Weib das alte Gesangbuch mit dem silbernen Schlosse, ein Geschenk seines Vaters an seine Mutter bei der Hochzeit, wie es damals schöne Sitte war. Auch heute hat es Annemarie beim Festgottesdienst benutzt und nach den grossen Buchstaben gesungen.

Nun geht es in die oberen Räume hinein, die bis auf einen mit Estrich ausgegossen sind. In zweien stehen Betten, hoch und schwer von der Last der von eigenen Gänsen entnommenen, guten, geschlissenen Federn, die Annemarie selbst hineingestopft hat, bis sich die Betten mächtig aufblähen. Ein besonderes Geschick gehört dazu, in sie hinein zu gelangen, da sie so hoch sind. Sie sind aber auch der Hausfrau Stolz und ihr nicht um vieles Geld feil. Die anderen Räume, in deren einem Korn und Gerste in Haufen hingeschüttet sind, weil es auf dem Boden an Platz mangelt, dienen als Vorrats- und Kuchenkammer. Gar verlockend sieht diese aus mit ihrem gewaltigen Inhalte, der auf einem Gestell und auf dem Estrichboden aufgestellt ist.

Der Hausboden ist wie allerwärts Rumpelkammer; die Treppe zu ihm ist auf der freien Seite mit Brettern verschlagen und mit einer Riegelthür geschlossen, so dafs kein Zug entstehen kann. Aber was liegt denn da hinterm Schornstein? „Ein Donnerkiel (— keil)“, meint Gottlob, „er liegt schon lange Jahre da und soll den Blitz abhalten, in vielen Häusern giebt es solche Donnerkiele.“ Er liess sich vom Gegenteil leicht überzeugen und sah schliesslich ein, dass es nur ein Steinbeil,

ein uraltes Gerät aus grauer Vorzeit war, das wohl sein Großvater einmal ausgepflügt hatte. Der alte Gardist Schröter, ein baumlänger ehemaliger Gardemann, hatte auch ein schönes, aus schwarzem Thonschiefer hergestelltes Beil besessen. Mit seinen 14 Schlißflächen, seinem glatten, kreisrunden Loche etwa in der Mitte, seiner nach beiden Enden zugespitzten Form, hatte es immer seine Freude erregt, wenn er die roten Bolusstücke damit verrieb, um die Küche oder der allgemeinen Sitte gemäß zum Sonntage den Trittstein vor seinem Hause rot zu streichen. Trotzdem hat er das Beil uns überlassen. Da Gottlob um die Sache wußte, so gab er auf Bitten auch sein Steinbeil her. Ein charakteristischer Gegenstand ist nun in seinem Gehöft weniger.

Nun gings wieder hinab in die Stube zu den dampfenden Schüsseln. Ohne daß es Gottlob und seine Annemarie nötig gehabt hätten, „in einem hin“ zu nötigen, trieben sie dennoch die wackeren Esser beständig zum Essen an. Nach alter Sitte gab es zuerst Graupensuppe, dann Rindfleisch mit Rosinenbrühe; den dritten Gang bildete Gänsebraten. Die Gänse waren von Annemarie, damit sie recht fett werden sollten, seit dem Sankt Gallustage, wo sie vom Hirten zum letzten Male auf die Stoppelweide getrieben worden waren, „gefreckt“, d. h. gemästet worden. Sie hatte gerade die starkhalsigen dazu ausgewählt, weil sie zu den fingerstarken, zwei Zoll langen Gänse-Frecken (oder-Welgern) aus Gerstenschrot oder Erbsen und Bohnen am besten geeignet waren.

Wie nicht anders zu erwarten, gab es als Zuspeise zum Gänsebraten weißes Schmorkraut, sogenannten „warmen Krautsalat“, und roten, kalten Krautsalat mit Schmorkartoffeln. So will es alte Sitte. Zum nachfolgenden Schweinebraten, der gewöhnlich recht fett ist, wurden große Schüsseln Kartoffelsalat, der mit ausgelassenem Speck angemacht ist, saure Gurken und Hozeln (Welkobst), denn ohne diese beiden Zuspeisen geht es nun einmal bei diesem Gericht nicht, vorgesetzt. Die seltenen Gäste ließen sich's wohlschmecken, aber doch nötigten die biedereren Wirtsleute immerzu, damit ja keiner auf den Gedanken hätte kommen können, als ob sie's nicht gern gäben. Butterbrot und Käse gab es zwar zum Nachtisch nicht — das ist auf dem Dorfe nicht Sitte — aber doch hatte jeder Annemariens Butter und Käse sowie das kräftige Bauernbrot zum Frühstück loben können. Dafür reichte die Hausfrau hochgegangene Butterkräpfel herum, die keinen Vergleich zuließen.

Gar bald kam die Kaffeezeit heran. Leckere Kuchen aller Art, „trockene“ — Ringel, Holkerkuchen, Eierkuchen —, „nasse“ — Hottenkuchen, Mohnkuchen, Apfel-, Möhren- und Muskuchen —, Butterkräpfel und Hirschhornkräpfel wurden auf großen Tellern aufgestapelt. Der

alte geschälte Dorfkantore als ganze Teller voll; jedes Kuchenstückchen tauchte er in den Kaffee ein und schluckte es dann in zwei bis drei Bissen hinunter. Für jede Tasse brauchte er vier Stückchen, das war sein gewöhnlicher „Satz“, wenn er zur Kirmse bei Gottloben war. Annemarie versteht aber auch das Kuchenbacken; sie macht auch erst das „Hefenstückchen“, um zu sehen, ob der Teig gut geht.

Endlich sind wir mit Kaffeetrinken und Kuchenessen fertig. Wir gehen aus dem dumpfigen Zimmer hinaus, und Gottlob zeigt uns nun den Stolz seines Hauses, seine Ställe. Sie und die Wirtschaftsräume sind nach fränkischer Sitte von den Wohnräumen getrennt, so daß das Wohnhaus gesondert steht. Bei einer Anzahl von Häusern des Dorfes hängen die Ställe aber unmittelbar mit dem Wohnhause, doch stets unter eigenem Dache, zusammen, so daß man unmittelbar aus dem Wohnhause in den Pferdestall, der immer zunächst kommt, gelangt. Den Verschluss bildet hierbei das „Hin und Wieder“, der Riegel. Die Umfassungswände der Ställe sind aus Fachwerk auf niedrigem Fundament erbaut; doch ehemals bestand das Untergeschoß auch nur aus Lehmwänden. Die Dächer sind sämtlich mit Ziegeln eingedeckt, zu Großvaters Zeiten waren es nur Stroh- und noch früher Schindeldächer. Waren doch selbst Edelhöfe, Stifts- und Klostergüter noch im 16. Jahrhundert derartig bedeckt.

Vom Pferdestall ging's, wie noch zu sehen war, früher durch eine niedrige Thür in den Kuhstall und von da in den Schafstall, in den der Hühnerstall eingefügt ist. Jetzt muss man in jeden Stall durch die hofwärts angebrachte Thür gehen, da sich so der Dünger besser hinaus schaffen lässt. Gottlob hat die Ställe pflastern lassen, aber noch manchen Stall im Dorfe giebt es, der ungepflastert ist. Daß Gottlob mit der Welt geht, kann man auch daran erkennen, daß er Jauchengossen in den Ställen hat herstellen lassen, die nicht überall zu finden sind. So sind seine Ställe auch reinlicher und gesünder. Sie wären es noch mehr, wenn die Decken nicht gar so niedrig wären; aber so ist es ja beinahe überall im Dorfe. Da es jedoch recht umständlich ist, einen Neubau auszuführen, selbst wenn man die unhaltbaren Zustände einsieht, so begnügt man sich mit Verbesserungen im kleinen. Der Gang außen am Obergeschoß der Ställe ist in einem üblen Zustande, das Gebälk kann ihn, da er frei hängt, nicht mehr tragen, so daß er in krummen Linien sich herabbiegt. Deshalb hat er durch schräge Stützen und eine senkrechte Säule, die im Hofe eingerammt ist, gestützt werden müssen. Die alten Pferdekrippen aus Brettern oder ausgehöhlten Eichen sind durch steinerne ersetzt worden, und auch die

alten Eichenröge, die durch Pfähle befestigt waren, meist keine Raufen hatten, haben in dem Kuhstalle ebenfalls steinernen Platz gemacht. Davor standen früher die Kühe an Stricken um die Hörner kopfabwärts, seit der Neuerung mit Ketten um den Hals. Am unsaubersten sieht es noch im „Schweinekoben“ aus, der von Eichenholz, mit Eichenbohlen und Eichenkrippen hergestellt ist. Da die Schafzucht nicht mehr viel einbringt, so will Gottlob die Schafe abschaffen — und mancher Nachbar hat's schon gethan — und die Schweine und Kälber in deren Stall thun.

Beim Tagelöhner Christoph im „seidenen Beutel“ neben Pomplitzen liegt das Schwein neben der Ziege im Koben, der eher einer Hundehütte ähnlich sieht. Ehe er sich den Koben angeschafft hatte, befand sich das Schwein im Hausärn. Bei Gottloben laufen die Gänse frei im Hofe umher und suchen sich da ihr Nachtlager oder wo sie sonst wollen, am liebsten in der Scheune; Christoph hatte seine Kirmsengans in einem bretternen „Stietze“ im Winkel unter der Treppe seines einstöckigen Hauses, ehe er sie schlachtete.

Gottlobens Ackerpferde, seine „Braunen“, sind schöne Tiere, rund, glatt und glänzend von der guten Haferkost. Er hat sie in Buttstedt auf dem Viehmarkte als 1 $\frac{1}{2}$ jährig von einem „Rofskamm“ erstanden, und dafs er nicht betrogen worden ist, wie einer seiner Nachbarn, das sieht er daran, dafs sie „wie Dampf gehen.“ Sie haben Lederkummete, die im Stalle hängen, während die alten ausrangierten Drillkummete draussen über dem Futterkasten unter dem Küchenfenster verwettern. Pferdegespanne hatten seine Vorfahren stets gehabt, denn es war durchaus nicht üblich, Kühe anzuspinnen, wohingegen man Ochsen öfter anspannte, sogar in Karren. Solche Gespanne waren aber vielfach ohne vorgängige Erlaubnis bei harter Geldstrafe verboten. Im Pferdestall hängen an den Wänden noch die Geschirre mit den Ketten — früher waren es Stränge — die Stalllaterne, Striegel, Pferdeschwanz, Peitsche, unter der Decke sieht man das hölzerne Kastenbett Michels, des Knechts. In einer Ecke steht ein Wasserkübel mit „Schöpfstotz“, daneben der Stallbesen.

Das Rindvieh im Stalle ist der jetzt gewöhnliche, durch Kreuzungen entstandene Landschlag. Es ist entweder braunrot oder rot gescheckt, wie Miesbacher, mit weissen Streifen auf dem Kreuze, weissem Bauche; der Kopf, der schön getragen wird, ist mäsig groß, die Stirn breit, die Hörner sind glänzend weißgelblich mit schwarzen Spitzen, die Augen groß. Früher war das Rindvieh noch kleinen Schlages, unansehnlich, nicht gut genährt, arm an guter Milch, während jetzt die

Milchergiebigkeit recht gut ist. Damals kam es vor, daß die Kühe oft 16—20 Wochen trocken standen. Kam dann eine Kirmse oder irgend ein Fest, so mußte Milch, Rahm und Butter wochenlang gesammelt, oft von Nachbardörfern gekauft werden. Auch die Milch der groben Landschaft, die wegen guter Wiesen- und Stoppelweide reichlich milchten, dienten als Aushilfe bei verschiedenen Speisen, auch zur Bereitung von Käse.

Das beste Hofgebäude ist die neue Scheune mit der Wetterfahne auf der einen Giebelspitze. Sie stößt im rechten Winkel im Hintergrunde des Hofes auf die Ställe. Am großen, zweiflügeligen Thore hat Gottlob eine Eule und ein Käuzchen angenagelt, damit das Ungeziefer Furcht bekommen soll und die Wintervorräte nicht zernagt. Die Mitte nimmt der Scheunärr ein, der einen festgeschlagenen Lehm Boden hat, rechts und links schließen sich die „Bansen“ an, worin die Garben aufgebant werden. In der alten Scheune war der linke Bansen etwas erhöht, weil sich darunter der Schafstall befand.

Durch eine kleine Hinterthür, die durch einen Holzriegel geschlossen wird, gelangt man in den kleinen Hausgarten, worin einiges Gemüse und Mairal (Majoran) gebaut wird; auch Obstbäume und Beetchen für Blumen finden sich darin. Besonders fehlen nicht Thymian, Eberreis, Nelkenwurz, Salbei neben anderen bescheidenen Blumen, die von Gottlobs Mutter zum sonntäglichen Kirchenstrauße gewunden wurden. Jetzt ist diese Sitte nur noch bei alten Frauen anzutreffen. Der Hausgarten diente auch besonders zur Samenzucht des Kohles, der Rüben und Möhren. Mit dem Entstehen der Gärtnereien und Samenhandlungen und dadurch, daß aus vielen Hausgärten durch Einbauten neue Wohnstätten entstanden sind, ging diese Kultur verloren.

Gottlob ist augenscheinlich kein Freund der Bienen, denn das alte Bienenhaus im Garten ist ganz im Verfall; kaum daß man noch die Inschrift lesen kann: „An Gottes Segen ist alles gelegen.“ Verwahrlost sehen die Bienenstöcke aus, es sind zum Teil kurze, ganz bauchige Stülpstöcke mit doppeltem Flugloch, zum Teil lange Lagerstöcke aus Stroh. Wie Gottlob bemerkte, daß wir das Haus des Fleißes mitleidig betrachteten, da erklärte er, nur durch den Mangel an Nahrung gezwungen worden zu sein, die Pflege dieses emsigen Tierchens aufgegeben zu haben.

Hinter Gottlobens und seiner Nachbarn Hausgärtchen fließt der Dorfgraben, der beiderseitig von Erdwällen eingedämmt ist, worauf Gänse und Enten lagern. Wer ihn überschreiten will, muß auf der runden „Weidensaule“ vorsichtig wie ein Seiltänzer hinübergehen, denn auch das sehr wackelige Gelände besteht nur aus je einem Weiden-

knüppel hüben und drüben, die in der Erde stecken, und einem längeren Weidenknüppel dazwischen, der beide verbindet. In dieser Weise sind auch die Brückchen der Nachbarn hergestellt, die damit vollständig zufrieden sind, da sie ihrem Zwecke entsprechen. Abends werden die „Saulen“ hereingezogen, so daß das Gehöft von dieser Seite eine ziemliche Sicherheit hat.

Fast die einzigen Bäume am Dorfgraben hin sind die Weiden — Bruch-, Rot- und Goldweiden — daneben hin und wieder eine Weißpappel. Die Zucht dieser Bäume war von jeher recht ansehnlich, denn man bedurfte ihrer zu mancherlei Dingen. Jedes dritte Jahr werden sie jetzt noch „geköpft“, so daß dann die Landschaft ein ödes, frostiges, im Dämmerchein etwas gespenstisches Aussehen hat, und die Ruten zu Bäckerwellen, Zäunen, Stielen, Horden u. s. w. verwendet. Weiter draußen im Felde an Wassergräben und Sumpfstellen wachsen Ellern, Saalweiden, deren Ruten zu Gabelstielen so geeignet sind, und Buschweiden, deren Verarbeitung zu größeren und kleineren Körben in manchen Dörfern einen Erwerbszweig bildet. Eschen giebt es hier im Dorfe nur in einigen größeren Gärten, im Felde gar nicht, in manchen Dörfern der Nachbarschaft sind jetzt noch keine zu finden. Dagegen sieht man die schlanke italienische Pappel, die anfangs unseres Jahrhunderts bei uns heimisch wurde, in vielen Dörfern und an Landstraßen, wo sie jetzt wieder verschwinden und Obstbäumen Platz machen.

Die Birke, der alte Zierbaum des Pfingstfestes, mag sonst häufiger gewesen sein, jetzt sieht man sie nicht überall mehr; an der „Kuhgemeinde“, die zum Dorfe gehört, sind sie von der ganzen Flur allein noch zu finden. Wie feinsinnig benutzte man doch früher diesen Baum, wenn am Maiensonntage der Bräutigam der Braut, der Knecht dem Herrn, die „Burschen“ dem Schulzen und Pfarrer „Maien“, d. h. Birken, als Frühlingsgabe an die Pfortenthür neben der Thorfahrt setzten. Kam dann Johanni heran, dann wurde unter Birken unter den alten Dorflinden der „Rosentopf“ der Kinder gefeiert und getanzt wie beim Maifest. Eine größere Maie wurde in die Mitte, kleinere Maie rings um diese gepflanzt, alle aber untereinander durch Blumengewinde und durch Schnüre, worauf buntgefärbte Eierschalen und bunte Papierschnitzel gereiht sind, gebunden. In dieser Laubhütte tanzten und spielten die Kinder und genossen dann das durch gemeinschaftliche Beiträge beschaffte Getränke. In vielen Dörfern sind diese schönen Sitten, in ihrer reizvollen Mannigfaltigkeit längst abgestreift oder doch nur in kümmerlichen Überbleibseln noch vorhanden, seitdem man die Linden köpfte, so daß sie krank wurden und man sie endlich niederhieb. Auch der alles

gleich machende Einfluss des modernen Lebens, Gesangvereine, Kriegervereine mit ihren Festlichkeiten bereiten den alten Sitten ein Ende.

Was unverändert bleibt, das ist einzig und allein die Anlage des Gehöftes; denn auch das Wohnhaus ist mit der Anwendung des gebrannten Backsteins Veränderungen unterworfen worden. Diese Änderung tritt aber gewöhnlich nur ein nach einem Brandunglück, sonst bleibt das Haus das alte, so lange es allen Stürmen zu trotzen vermag. Gottlobens Gehöft ist auch nur in unwesentlichen Merkmalen neu-modischer geworden, im allgemeinen ist es noch wie zur Zeit seiner Entstehung.

Die uralte Vierecksanlage ist noch vorhanden, das Wohnhaus bildet einen Teil der Front, die rechtwinklig darauf stossenden Stallungen bilden die zweite Seite, die Scheune die Hinterseite. An der vierten Hofseite steht seit einigen Jahren ein Schuppen für Ackergeräthe, der „Hamburger Wagen“, Harken, Dreschflügel und andere Dinge, auch ein altes Rutenmaß ist darin. Die Drillmaschine und die neue Ringelwalze, desgleichen die Futterschneidemaschine zeugen von des Hausherrn Verständnis für rationelle Landwirtschaft. Neben dem Schuppen, im Winkel bei der Scheune, ist der alte überdachte Ziehbrunnen mit Ketteneimer.

Die Dungstätte, „der Hof“ genannt, nimmt den ganzen Raum zwischen Wohnhaus, Stallung, Scheune und Umfriedigung ein. Damit sich der Schmutz der Gosse und Pfütze nicht im ganzen Hof verlaufen sollte, hatte Gottlobs Vater einen gepflasterten Gang vom Hause nach den Ställen entlang selbst hergerichtet. Da sich überall dieses Bedürfnis seit alter Zeit geltend gemacht hatte, so giebt es in allen Dörfern einen derartigen Gang. Das ungehindert von den Dächern abfließende Regenwasser — Dachrinnen sind nirgends vorhanden — hat ungehinderten Zutritt zum Dünger, dessen Jauche in einem Loche, dem Pfützenloche daneben, sich sammelt. Mit bestielten „Schöpfstotzen“ schöpft man sie in Rinnen, die ins Jauchenfaß münden.

Im Hofe selbst sind noch mancherlei landwirtschaftliche Geräte sichtbar: eine Walze von Holz, leicht und schwach, die Egge, der Häufelpflug, Hacktrog u. s. w.

Nach der StraÙe zu, in der Front des Wohnhauses, ist das Gehöft durch die überdachte Einfahrt abgesperrt, die sogenannte „Thorfahrt“, ein großes Thor für die Wagen und daneben eine „Pforte“ für Personen. Hier, unter dem Thorfahrtsdache, hausen in Nestern die Tauben, da sie in den „Kasten“ unter der Dachtraufe an der Längsseite des Hauses nicht alle mehr Platz finden.

Das ist unseres Gastfreundes Burg, darin lebt er mit seiner Annetarie fröhlich und vergnügt und sieht es gern, wenn seltene Gäste ihn besuchen und seine gute Wirtschaft loben. Sein größtes Fest ist die Kirmse, wozu er lange vorher Zubereitungen trifft. Kommen dann die Vettern von nah und fern, dann stehen Tische und alle Ecken voll von Speisen aller Art, daß diese schier nicht zu bewältigen sind. Ist der Kaffee nach der Nachmittagskirche getrunken, sind die trockenen und nassen Kuchen bis zum Muskuchen herab durch Tunken und Einweichen verzehrt, dann läßt Gottlob seine Gäste ein, mit ihm in die Schenke, den gemeinsamen Mittelpunkt der Dorfgemeinde, zu gehen. Dort setzt er sich hin und spielt einen „Schafkopp“ nach dem anderen, bisweilen auch „Wensch“, sehr selten Skat, bis der Nachmittagstanz auf dem niederen „Tanzboden“ zu Ende ist. Das ist ein Getümmel, ein Lärm, ein Geschubse, daß man sich wie eine Ähre im Sturmgebraus vorkommt. Das Händedrücken und auf die Schulter schlagen durch alte und neue Bekannte will kein Ende nehmen. Das junge Volk vergnügt sich beim Tanz, gewandt dreht der Bursche sein Mädchen, mit dem er seit der letzten Spinnstube „geht“, im Kreise; derb dröhnt der Tritt der schweren Schuhe durch den Saal, hell schallt das fröhliche Gekicher der Mädchen dazwischen. Alle fühlen sich wohl, mag auch das Knäuel der Paare noch so schwer zu entwirren sein; sie wollen das volkstümlichste Fest des Dorfes ordentlich durchkosten. Ihnen ist es noch wichtiger als die Spinnstuben, zu denen Bursch und Mädchen gar zu gern gehen, wenn sie an den langen Winterabenden der Reihe nach herum abgehalten werden. Die gute Sitte kommt dabei oftmals schlecht weg, aber das junge Volk geht trotzdem — und vielleicht eben darum — viel lieber zu diesen derbe Kurzweil darbietenden Zusammenkünften als zu denen des Jünglings- und Jungfrauen-Vereins, die der Pfarrer eingerichtet hat, um allmählich veredelnd auf die erwachsene Jugend einzuwirken. Diese folgt aber nur Jahrhunderte altem Herkommen und vergnügt sich in den Spinnstuben, die von den Alten geduldet werden, fröhlich weiter. „Wie die Alten sangen, so zwitschern die Jungen.“

Jetzt wird Feierabend vom Trompeter geblasen — der letzte Nachmittagsreigen ist zu Ende. Alles strömt heimwärts zum Abendschmaus. Nach seinen Mitteln, bisweilen auch über seine Verhältnisse, hat jeder den Tisch gedeckt, aber gar bald leeren sich unter deutschem Umtrunke die Schüsseln und Teller. Das junge Volk ist hastig, aufgereggt, denn in kurzem ertönt wieder die Fiedel.

Was bedeutet der Name Rübeland?¹

Von

Ed. Damköhler,
Professor in Blankenburg a. H.

Unterhalb des Zusammenflusses der kalten und warmen Bode, die heute noch in Thale und Quedlinburg vielfach Bude, in älterer Zeit Budē und Bada, d. h. Wasser, genannt wird, liegt der durch die Baumanns- und Hermannshöhle bekannte Harzort Rübeland. Der Name erscheint nach Stübner, Denkwürdigkeiten des Fürstentums Blankenburg etc. I, S. 374 und 375 zuerst in Teilungsrezessen aus den Jahren 1448 und 1454 in der Form Roveland, und in einer Zeugenaussage vom Jahre 1483 ist von einer casa Iserne hutte tome rouenlande die Rede.² Letztere Bezeichnung giebt nach verschiedenen Richtungen wertvollen Aufschluß. Wir lernen daraus nicht nur die ältere, mit der aus dem Jahre 1448 übereinstimmende Namensform kennen, sondern ersehen zugleich, daß der Name Roveland ursprünglich nicht Bezeichnung der ersten Ansiedelung, sondern der Gegend ist, wo diese entstand, und daß der Name somit älter als die Ansiedelung ist. Ferner ergibt ein Vergleich des Nominativs Roveland mit dem Dativ Rovenlande, daß in dem ersten Bestandteile Rove(n) — ein Adjektiv stecken wird.

Die appellativische Bezeichnung tome rouenlande hat sich bis auf den heutigen Tag im Volksmunde erhalten. Man sagt in Kattenstedt nâ'n Reuwelanne gân, nach Rübeland gehen; op'n Reuwelanne, in Rübeland. Ebenso sagt man noch nâ'n Wennefêre, nâ'r Danne, nâ'r Wide; op'n Wennefêre, op der Danne.

Der Name ist mehrfach gedeutet. Kaum ernstlich gemeint scheint die Erklärung Rübeland, da die natürliche Beschaffenheit des Bodens den Rübenaubau schlechterdings ausschließt; dagegen erfreut sich ziemlich allgemeiner Anerkennung die Deutung Raubeland oder Räuberland, die von Eckstorm, dem Prior des Klosters Walkenried, stammt, der in seinem Chronicon Walkenredense aus dem Jahre 1617 Roveland mit rapacum ager übersetzt.³

Ob Eckstorm einer volkstümlichen Deutung gefolgt ist oder selbständig etymologisiert hat; ob er sich nur an die Form Roveland gehalten hat oder etwa durch eine Sage zu seiner Erklärung gekommen

¹ Mit Zustimmung des Herrn Archivrats Dr. Zimmermann in Wolfenbüttel aus dem Braunschweigischen Magazin vom 13. März 1898 wieder abgedruckt.

² Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte u. Altertumskunde. 3. Jahrg. S. 339.

³ Falls nicht ein Druckfehler vorliegt und raparum statt rapacum zu lesen ist.

ist, läßt sich nicht ersehen, so wünschenswert es auch ist, darüber Aufschluß zu haben.

Eckstorms Deutung wird bis auf den heutigen Tag allgemein für richtig gehalten und weiter verbreitet, wenigstens ist mir kein ernstlicher Versuch einer andern Erklärung bekannt. Aber bei allen vermisst man, was die Grundlage aller Etymologie bilden soll, den grammatischen Nachweis, daß Roveland wirklich Raube- oder Räuberland heißen kann. So sagt Stübner in seinen Denkwürdigkeiten I, S. 376: „In den angeführten Teilungsrezessen heißt er (der Ort) Roveland (rapacum ager. Eckstorm; Merian), weil aus dem nahe gelegenen Schlosse Birkenfeld, wovon noch Überreste da sind, in den unruhigen Zeiten Deutschlands große Raubereyen in umliegenden Gegenden verübt wurden (Merian S. 28).“

C. G. Fr. Brederlow, Der Harz, 2. Ausgabe 1851, S. 312 meint, daß nach den im ganzen Bodethale befindlichen Raubburgen Rübeland seinen Namen trage: „darum hieß das Volk die ganze Gegend hier das Räuberland, woraus vielleicht Rübeland korrumpiert wurde. In alten Urkunden Röveland (Raubeland, rapacum ager).“ Brederlow sieht zwar ganz richtig, daß Rübeland nicht Räuberland heißen kann; aber statt sich die Frage vorzulegen, ob denn Roveland dies bedeutet, beruhigt er sich bei der Vermutung, daß Rübeland wohl eine korrumpierte Form sei. Daß ferner jene ganze Gegend, in der die von ihm genannten 10 Burgen lagen, vom Volke Räuberland (Roveland) genannt sei, ist einfach erdacht. Es liegt durchaus kein Grund zu der Annahme vor, daß eine andere oder weit ausgedehntere Gegend mit dem Namen Roveland benannt gewesen ist, als die, in der Rübeland liegt.

Auch der vorzügliche Kenner des Harzes, Herr Archiv-Rat Dr. Jacobs in Wernigerode, hat sich Eckstorms Erklärung angeschlossen: „Der Name Rübeland, den Eckstorm mit rapacum ager übersetzt, scheint gemäß den im 15. Jahrhundert üblichen Formen Roveland, Rofeland in der That diese Bedeutung zu haben.“¹ Man wird annehmen dürfen, daß gerade Jacobs Ansicht für die Richtigkeit der Eckstormschen Erklärung zu sprechen schien und daß alle die, welche nach ihm diesen Gegenstand berührt haben, ihm gefolgt sind. So Günther, Der Harz, 1888, S. 54; Knoll und Bode, Das Herzogtum Braunschweig. Ein Handbuch der gesamten Landeskunde, 1891, S. 429, und Söhns, der sich in den Blättern für Handel, Gewerbe und soziales Leben, Beiblatt zur Magdeburgischen Zeitung 1897, Nr. 33, folgendermaßen ausspricht:

¹ Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte u. Altertumskunde. 3. Jahrg. S. 339.

„In seiner alten Gestalt Rouveland und Roveland stellt es (Rübeland) sich vielmehr zu dem altdeutschen rouben (rauben), bedeutete also ursprünglich nicht das Land der Rüben, sondern der Raubanfälle, wie sie daselbst nachgewiesenermaßen in alter Zeit überaus häufig verübt sind.“ Es ist unerwiesen, daß „daselbst nachgewiesenermaßen in alter Zeit Raubanfälle überaus häufig verübt sind“. Söhns hätte beherzigen sollen, was O. v. Heinemann im 3. Jahrgange der H. Z. S. 140 gesagt hat: „Von den Burgen, welche in der Absicht, diesen Verkehr auszubeuten, entstanden sind, weiß die Geschichte so gut wie gar nichts zu berichten: dunkle Sagen und verwirrte Nachrichten kommen darin überein, daß es Raubnester gewesen. Alles andere ist Geheimnis und Schweigen. Was weiß man von der Heinrichs- und Erichsburg, von der Treseburg, von der Burg Birkenfeld bei Rübeland, von der Ahlsburg und so vielen anderen? Geschichtslos sind sie untergegangen, und spurlos sind sie verschwunden.“ O. v. Heinemann kann also nicht beweisen, daß von den Raubanfällen, die nach Söhns so überaus häufig waren, auch nur einer bei Rübeland stattgefunden hat; v. Heinemann kann nicht beweisen, daß jene Burgen Raubburgen waren, wofür Söhns sie nachgewiesenermaßen ausgiebt. Dunkle Sagen und verwirrte Nachrichten können den mangelnden Beweis nicht ersetzen.

Wenn nun auch etwas mehr Nachrichten über jene Burgen vorhanden sein mögen, als es nach v. Heinemann klingt, so hat doch auch der sorgfältige Forscher Steinhoff nichts beibringen können, wodurch sich jene als Raubburgen erweisen, und äußert sich daher in seiner Geschichte der Grafschaft — bezw. des Fürstentums Blankenburg etc. — 1891, S. 31 über die Deutung von Rübeland = Räuberland zurückhaltend. Steinhoff ist der einzige, der Bedenken trägt, Eckstorms Deutung des Namens Rübeland zuzustimmen; allerdings nicht aus grammatischen Gründen und ohne eine andere Deutung zu geben. Nach seiner mir mündlich geäußerten Ansicht waren jene Burgen Schutzburgen. Warum Söhns Steinhoff nicht folgt, ist unerfindlich. Woher mag ferner Söhns die Form Rouveland haben, die weder Stübner, noch Jacobs, noch Steinhoff kennen? Er hätte wenigstens die Pflicht gehabt, seinen Fundort anzugeben. Rouveland trägt völlig hochdeutsches Gepräge, ein mittelniederdeutsches rouven = rauben giebt es nicht. Wenn auch die Form Rouveland irgendwo vorkommen sollte, so beweist sie für die Etymologie des Wortes Rübeland nichts.

Aus der bisherigen Untersuchung ergibt sich, daß weder die genannten Burgen im Bodethale sich geschichtlich als Raubburgen erweisen lassen, noch daß sich in der Gegend des heutigen Rübeland

ein Raubanfall konstatieren läßt, der Veranlassung zu der Benennung Räuberland gegeben hat; daß mithin die Deutung Räuberland geschichtlich unbegründet ist. Fraglich ist es überhaupt, ob vor 1448 ein größeres Verkehrsweg von Blankenburg über Rübeland führte, und nicht viel mehr über das Hüttenröder Plateau, wo heute noch die alte Elbingeröder Straße vorhanden ist.

Neben der Ansicht, daß die ehemals im Bodethale vorhandenen Burgen Raubburgen gewesen seien, von denen aus in der Rübeler Gegend Raubanfälle verübt wurden, ist die Annahme, daß in Roveland das Wort roven = rauben oder rôf = Raub stecke, der Grund gewesen, Eckstorms Erklärung beizubehalten. Es bleibt nun zu untersuchen, ob diese scheinbar sich von selbst ergebende Deutung, an deren Richtigkeit bis jetzt kaum jemand ernstlich gezweifelt hat, stichhaltig ist. Doch möchte ich eine Bemerkung vorausschicken. Seit Jakob Grimm und Georg Curtius steht es fest, daß alle Etymologie in erster Linie auf grammatischer Erklärung beruhen muß; erst in zweiter Linie kommen geschichtliche und andere Beweise in Betracht. Unter denen, die sich gelegentlich mit der Deutung unserer Harzer Namen befaßt haben, ist aber keiner, der wirklich Grammatiker, speziell Dialektiker ist. An Dialektgrammatiken fehlt es leider überhaupt noch sehr. Für den braunschweigischen Harz haben wir nur eine, nämlich für Stiege, von Dr. Liesenberg. Für den niederdeutschen Harz bin ich zwar genügend unterrichtet, aber die Grammatik ist noch ungeschrieben, obwohl ich mehrfach zu ihrer Abfassung aufgefordert bin. Es fehlt mir an Zeit dazu. Daher darf es nicht verwundern, wenn die bisherigen Deutungen schwierigerer Namen meist verfehlt sind. Auf dem Gebiete der Namenforschung gilt als oberster Grundsatz, daß man von der ältesten, uns bekannten urkundlichen Form auszugehen habe. Aber seit Jahren bin ich zu der Überzeugung gelangt, daß diese Methode oft nicht zum Ziele führt, weil sich meines Erachtens die alte Schriftform nicht immer mit der vom Volke gesprochenen deckt, weil die Leute oft anders gesprochen haben als geschrieben wurde — die Namen entstammen aber meist der Volkssprache — oder weil die alte Schriftform mehrdeutig ist. Darum habe ich bei meinen Forschungen einen anderen Weg eingeschlagen. Ich bin von der heutigen, im Volke noch gesprochenen Form als derjenigen, die mir sicherer scheint als die alte geschriebene, ausgegangen und habe sie unter Berücksichtigung der festgestellten grammatischen Gesetze mit der alten Schriftform verglichen. Stellt sich dabei heraus, daß die heutige Form zu der alten stimmt oder umgekehrt, so erscheint das Ergebnis gesichert. Diese Methode führt

nicht selten zur Sicherstellung zweifelhafter Lautverhältnisse alter Formen.

Für die Deutung des Namens Rübeland sind nun zwei wichtige Anhaltspunkte gegeben, die alte urkundliche Form Roveland (Rofeland) und die heutige mundartliche Form Reuweland, wovon Rübeland nicht eine korrumpierte Form, wie Brederlow meinte, sondern die richtige hochdeutsche Übersetzung ist. Seit wann diese auftritt, weiß ich nicht, sie zeigt aber, daß man Reuweland, resp. Roveland nicht als Raub- oder Räuberland faßte. Die Form Roveland läßt zwar äußerlich betrachtet die Erklärung Raubland zu, denn im mittelalterlichen Niederdeutsch heißt roven rauben und rôf Raub, aber daß dieses roven nicht in Roveland stecken kann, lehrt die heutige Form Reuweland. In der niederdeutschen Mundart des Harzes ist der Diphthong eu immer Umlaut von au, z. B. kau, Pl. keue, Kühe; bauk, Pl. beuker, Bücher. Diese Laute au und eu sind aber im Mittelalter selten geschrieben, statt ihrer, namentlich statt au, erscheint langes o, z. B. ko, bok, schole und ebenso auch Roveland. Nun lehrt die historische Grammatik der deutschen Sprache, daß dieses o, wofür wir heute au, resp. eu sprechen, in der gotischen, der ältesten uns bekannten germanischen Sprache, auch ô lautete, z. B. skôhs Schuh; im Ahd. und Mhd. aber uo, z. B. scuoh. Das Wort rauben dagegen hat im Gotischen den Vokal au: biraubjan und lautet ahd. rouban. Hieraus ergibt sich mit Sicherheit das zweite wichtige Resultat, daß das Wort rauben oder Raub in dem Namen Rübeland nicht stecken kann.

Hatte ich es bisher damit zu thun, die herrschenden Ansichten als unrichtig nachzuweisen, so gilt es jetzt den Versuch, an Stelle des Alten etwas Neues und Richtigeres zu setzen. Das erscheint bei dem Mangel an entsprechenden altdeutschen Formen nicht ohne Schwierigkeit. In keinem deutschen Wörterbuche habe ich ein Wort finden können, das dem heutigen Reuwe — entspricht; aber das Angelsächsische scheint das Wort zu haben. Bei Ettmüller, Vorda vealhstod Engla and Seaxana, S. 502 und 503 findet sich das Adjektiv hrêfe = leprosus, krätzig, grindig, und Ettmüller vermutet, daß hrêfe = hreófe, hreóf = callosus, scabiosus, leprosus, grindig, schorfig, krustig. Nun erscheint im Angelsächsischen oft da ein ê, wo im Gotischen ein ô und in unserer niederdeutschen Mundart ein au oder eu steht, z. B. sêcan = seuken, suchen; svête = seute, süß; glêd = glaut, Glut; gemêtan = mnd. môtên, begegnen, wir sagen heute einen in't jemeute kommen, vergl. Ettmüller a. a. O. S. XVI. Daher glaube ich, daß angelsächsisch hrêfe mit gesetzmäßigem Wegfall des anlautenden h unserem

Reuwe — entspricht. Die Bedeutung von Rewe — würde demnach „gründig, schorfig, krustig“ sein; schorwich nennt man in hiesiger nd. Mundart auch Kartoffeln, die keine glatte Schale, sondern narbige Auswüchse haben. Auch in der Altmark nennt man Auswüchse an Früchten schorf. Wie hier schorfig von Früchten, so müßte es in Rübeland vom Boden gesagt sein. Diese Bezeichnung scheint mir passend. Ich denke mir, daß ursprünglich diejenige Stelle mit Roveland gemeint war, wo das Thal sich etwas erweitert und weniger Gefälle hat. Früher, als die Bode noch mehr Wasser hatte, wird sie hier übergetreten sein und die ebene Fläche mit Steingeröll, Kies, Grand bedeckt haben, wie man das heute noch bei der Oker in der Nähe von Vienenburg sehen kann. Bedenkt man noch, daß Grind und gründig wahrscheinlich mit Grand verwandt sind, so hat die Bezeichnung gründig vom Boden gesagt nichts Auffälliges. Die Bedeutung von Roveland (Reuweland, Rübeland) ist daher Grandland oder Schorfland.

Für die Beurteilung der Richtigkeit meiner Etymologie scheint folgendes von Belang zu sein. In der niederdeutschen Mundart des Harzes giebt es das Wort rôf, m., Erdkruste, die sich besonders infolge plötzlicher Hitze nach feuchtem Wetter bildet. Das Wort ist weit verbreitet; Grimms Wörterbuch verzeichnet ein Rawe, Schorf einer Wunde, und stellt es zusammen mit mnd. rôf (ruf), rave, 1. Decke, Deckel, 2. Decke, Kruste, die sich auf einer Wunde bildet, das Harsche auf einer Wunde (mnd. Wtb. III, 515); westf. rüef, Kruste auf Wunden; ags. hreóf, scabies; ahd. hruf, Blatter, Grind, Schorf, Aussatz, das Schade, altd. Wtb. I, 426 wieder zu ahd. hriob = leprosus, ags. hreóf = asper, scaber stellt; ostfr. heißt es rafe, râf, rôfe, rôf, die rauhe, grindige Kruste oder Borke, bez. die rauhe Decke oder Harsche einer vernarbten Wunde, ostfr. Wtb. III, 5. Da nun ags. hrêfe dieselbe Bedeutung hat wie hreof, so sind beide offenbar stammverwandt, wie schon Ettmüller vermutete; und da hrêfe lautlich unserem Rove — Rewe — entspricht, so wird meine Etymologie richtig sein. Selbstverständlich steckt in Roveland nicht das Wort rôf, da es sonst Reweland heißen müßte.

Es wäre erwünscht zu wissen, ob es auch in anderen Gegenden ein Rübeland giebt. Von meinem Kollegen, Herrn Oberlehrer Dr. Liesenberg, höre ich, daß der thüringische Ort Stiege im Harz ein Reweland = Rübeland hat. Dieses Reweland liegt nicht in einem Thale, sondern auf einer hoch gelegenen Ebene und ist ein unfruchtbares, steiniges Land, das nur als Weide benutzt wird.

Zwischen den Ortschaften Wienrode und Thale giebt es den Flurnamen Reweaken.